

**MYTHOLOGIE UND CIVILISATION
DER NORDAMERIKANISCHEN
INDIANER: ZWEI
ABHANDLUNGEN**

Published @ 2017 Trieste Publishing Pty Ltd

ISBN 9780649394395

Mythologie und Civilisation der nordamerikanischen Indianer: Zwei Abhandlungen by Karl Knortz

Except for use in any review, the reproduction or utilisation of this work in whole or in part in any form by any electronic, mechanical or other means, now known or hereafter invented, including xerography, photocopying and recording, or in any information storage or retrieval system, is forbidden without the permission of the publisher, Trieste Publishing Pty Ltd, PO Box 1576 Collingwood, Victoria 3066 Australia.

All rights reserved.

Edited by Trieste Publishing Pty Ltd.
Cover @ 2017

This book is sold subject to the condition that it shall not, by way of trade or otherwise, be lent, re-sold, hired out, or otherwise circulated without the publisher's prior consent in any form or binding or cover other than that in which it is published and without a similar condition including this condition being imposed on the subsequent purchaser.

www.triestepublishing.com

KARL KNORTZ

**MYTHOLOGIE UND CIVILISATION
DER NORDAMERIKANISCHEN
INDIANER: ZWEI
ABHANDLUNGEN**

MYTHOLOGIE
UND
CIVILISATION
DER
NORDAMERIKANISCHEN INDIANER.

ZWEI ABHANDLUNGEN

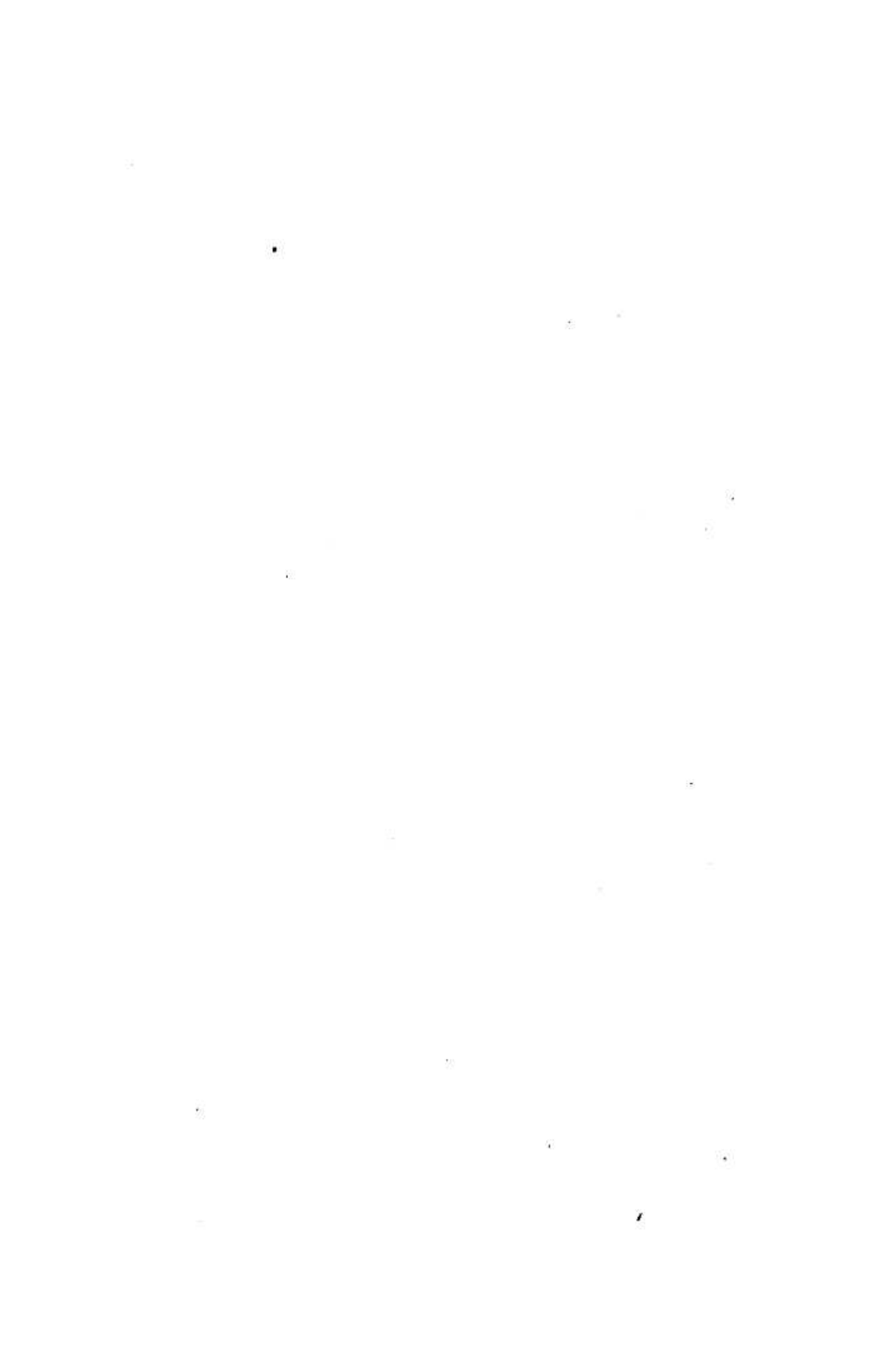
VON

KARL KNORTZ.



LEIPZIG.
VERLAG VON PAUL FROBERG.
1882.

266 8.413.



Mythologie der nordamerikanischen Indianer.

Die Forschungen moderner Philologen und Anthropologen haben den mythologischen Ueberlieferungen und Volkssagen des Alterthums eine grössere Bedeutung und einen höheren Werth als integrierenden Theil der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes beigelegt, als bisher infolge vornehmer Geringschätzung und Missachtung derselben möglich war. Allerdings hatten sie da keine leichte Arbeit zu überwältigen, um die durch Jahrtausende aufgehäuften Spreu von dem edeln, fast gänzlich erdrückten Weizen zu sondern und denselben wieder zu neuer Lebenskraft erstehen zu lassen. Es war dies unstreitig eine schwierige Aufgabe, aber die bis jetzt erreichten Resultate sind so überraschend und befriedigend, dass sie einen reichlichen und zugleich zu weiteren Nachforschungen ermunternden Ersatz für die darauf verwandte Zeit und Arbeit gewähren. Man sieht nun in der Mythologie nicht nur eine sinnige Natursymbolik und Schöpfungen und Spielereien phantasiereicher Gemüther, sondern auch den Anfang und die Basis eines jeden Religionssystemes. Die vergleichende Philologie leistete hier unstreitig die wesentlichsten Dienste und nur an der Hand derselben ist es möglich gewesen, zur Urquelle des menschlichen Dichtens zu gelangen. Die Mythologie zeigt uns das ursprüngliche Verhältniss, in welchem der Mensch zur gesammten Aussenwelt stand und welche Eindrücke dieselbe in seiner Brust hervorriefen; sie erzählt uns von seinen Idealen, Wünschen und Hoffnungen und giebt ihm seinem Verständniss entsprechende Antworten auf alle jene Fragen, welche ihm Leben und Natur vorlegten. Seine Mythen sind die Orakel, deren Einfluss auf Sitte, Cultur, häusliches und öffentliches Leben von der ausgedehntesten Tragweite war.

An der Wiege der Menschheit stand als absolute Herrscherin, Gesetzgeberin, die Phantasie; sie ersetzte Wissenschaft und Vernunft und löste alle Räthsel, die dem Naturmenschen sein beschränktes Dasein aufgab. Die Mythen sind daher auch stets als das Allerheiligste *das noli me tangere* der Völker gewesen und trotzdem, wie z. B. bei den Griechen, die Götter im Laufe der Zeit solchen Charakter an-

genommen hatten, dass sie in keiner Hinsicht als sittliche und nachahmungswerthe Vorbilder angesehen werden konnten, so erlaubte die religiöse Gesinnung jener Nation durchaus keine Verspottung und Verachtung derselben und zwar wegen ihrer ursprünglichen, fest eingewurzelten Bedeutung derselben als Personificationen des vielgestaltigen, dunkeln Schicksals.

Das mannigfaltige und geheimnisvolle Wirken der Naturkräfte, also die sich als Licht oder Dunkel, Hitze oder Kälte manifestirenden Gegensätze sind daher als der reiche und unerschöpfliche Born zu betrachten, aus dem die Sage aller Völker der Erde schöpfte und dem sie Leben und Wachsthum verdankte und worauf auch ferner die häufig zu bitterem Spotte geführte Unbeständigkeit, verderbenbringende Reizbarkeit, eigensinnige Parteinahme für ein besonderes Volk oder Individuum und die auffallende, mit ihrer sonstigen Erhabenheit grell contrastirende Frivolität der Göttergestalten zurückzuführen ist.

Sehr bezeichnend bedeutet das Wort Mythos zugleich auch Fabel.

Da die Thiere zu den Jäger- und Hirtenvölkern in naber Beziehung standen, so ist es sicherlich ganz natürlich, dass die Hauptgattungen derselben ebenfalls eine weitgehende mythologische Verwendung fanden. Hund und Pferd gehörten gewissermassen zu den Hausgöttern und der im blauen Aether kreisende Adler genoss, weil er mit dem Weltgeiste in nähere Berührung kam, bei fast allen Völkern göttliche Verehrung. Phidias zeigt ihn uns zu den Füßen Jovis und auf dem Lykanischen Berge vergegenwärtigten zwei auf einem Altar stehende und dem Sonnenaufgange entgegen blickende Adler den Herrscher des Himmels. Auch über der Halle Odin's ist das Abbild eines Adlers zu sehen. Ueberhaupt spielen besonders die Vögel eine grosse Rolle in der Mythologie. Die Römer verehrten den Specht als einen dem Mars geheiligten Vogel und die Picantiner leiteten bekanntlich ihren Namen von ihm (picus) ab, und zwar deshalb, weil er ihren Vorvätern bei der Auswanderung aus der alten Heimath als Führer vorausgezogen sein soll. In der Gründungssage Roms tritt der Specht neben dem Wolfe auf. Wenn Odin von seinem Herrschersitze die Welt überblickt, so bringen ihm die auf seinen Schultern sitzenden Raben oder Habichte (Hugin und Munin) Kunde von dem, was unter ihm vorgeht. Schwalbe und Storch, letzterer als Glücksbote und Beschützer des Hauses, fliegen dem Wagen der Nerthus voran, dessen Umzug im Frühling allgemeine Fruchtbarkeit bedeutet.

Die Griechen berichten von den menschenfressenden stymphalischen Vögeln, dass ihre Schwingen und Federn von Eisen waren und dass sie dieselben sehr gewandt als Pfeile zu gebrauchen verstanden; als sie Herkules vertrieb, flogen sie wie ein dröhnendes Schlossenwetter über das Meer. Sehen wir uns aber diese Erzählung etwas genauer an, so wird es uns nicht schwer werden, darin einen bekannten atmosphärischen Vorgang zu erblicken; denn die spitzen

Pfeilfedern sind aus der Höhe niederfahrende Blitze und Herkules ist der Sonnengott, welcher das Gewitter vertreibt. In dieselbe Kategorie der stymphalischen Vögel gehören auch die Sirenen, Harpien und Gräen. Die Harpien sind nach Hesiod Töchter des die Geheimnisse des Meeres repräsentirenden Thaumas und der Strahlen entsendenden Elektra; auch sind sie Schwestern der Iris. Die Ilias legt einer den Namen Weissfuss bei, nämlich infolge der unter ihren Füßen aufschäumenden Wellen — sicherlich Gründe genug, um in ihnen ebenfalls Sturmgöttinnen zu erkennen. Wahlverwandt mit den verlockenden dämonischen Wesen des Meeres, den unheilbringenden Töchtern des Stromgottes und der Blitzgöttin, sind die Musen, die himmlischen Tänzerinnen und Sängerinnen, — jene Personificationen der Winde, an denen sich die Einwirkung der griechischen Cultur am meisten bemerklich gemacht hat. Ihr ursprünglich wilder Charakter tritt noch deutlich in dem Wettstreite mit den Sirenen und den Töchtern des Pieros hervor. Dann die Gräen oder Grauen mit ihrem einzigen, leuchtenden Zahne, die da wohnten, wohin kein Sonnenstrahl drang; was sind sie anders als ein Bild des Gewitters?

Die Gräen als Wolkenschwäne bringen uns die Schwanenjungfrauen der deutschen Sage nahe, die, sobald ihnen das Originalgewand gestohlen wird, in die Hände der Räuber fallen. Als Beherrscherinnen der Wolken ist ihre Beziehung zur Fruchtbarkeit leicht erklärlich; die Schwanenjungfrauen haben daher auch als Gattinnen zahlreiche Kinder und bringen dem, der ihnen das abgeworfene, mysteriöse Hemd vorenthält, so lange Glück, als er seine Beute zu bewahren weiss.

Wenn die Griechen erzählen, Porphyriion habe das Gewand der Hera zerrissen und sei dafür von Zeus oder Herkules erschlagen worden, so wollen sie damit einfach sagen, dass der Sturm mit rothem Blitze die Wolken zertheilt habe.

Der Regenbogen ist der Schmuck der Göttinnen; er ist der Gürtel, um den Herkules mit den Amazonen kämpfte. In der deutschen Sage ist er der kostbare Goldschmuck der Freia, der nach der Edda von vier Zwergen (Winden) geschmiedet wurde; dann begegnen wir ihm wieder als Odin's Draupnir, den er auf Balder's Scheiterhaufen legte; er ist also immer der nach dem Gewitter hervortretende Regenbogen in neuer Gestalt.

Der eddaische Raub der Iduna, der Göttin des Frühlings, durch den Sturmriesen Thiassi, der den Bäumen ihren Schmuck stiehlt, bezeichnet einfach den Anbruch des Herbstes und Winters.

Die alten Inder sprachen von den Wolken als den Kühen der Sonne, welche auf dem blauen Gefilde des Himmels weideten. Zur Zeit der Dürre hielt sie eine schreckliche Schlange in Gefangenschaft, die, sobald sie von der Sonne besiegt ward, ihre Gefangenen losgab, so dass der Regen wieder zur Erde niederströmen konnte.

Der Schlange in Verbindung mit dem Gewitter begegnen wir als Symbol des Blitzes in zahlreichen Mythologien.

„Unter allen Schlangen ist eine
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Muth sich keine vergleicht.“ (Schiller.)

Als Apollo den Raben aussandte, um Wasser zu holen, brachte er es mit einer Schlange darin; in demselben Sinne hat auch Ganymed Blitzaugen und blitzendes Haar. Auch ist die Gewitterschlange deutlich erkennbar im griechischen Typhon, im kolchischen Drachen, in der nordischen Midgardschlange u. s. w. Da nun alle diese hier erwähnten mythologisch ausgeschmückten Handlungen ihren Schauplatz im Reiche der Wolken oder der Luft haben, so können wir auch dasselbe als den Geburtsort unserer gesammten religiösen Anschauungen ansehen. Wenn das Gewitter dröhnt, „fühlen sich alle Herzen in des Schicksals Gewalt“, denn die Naturkräfte demonstrieren dem Menschen so recht seine Hilflosigkeit und Abhängigkeit, und je nachdem sich dieselben ihm gegenüber freundlich oder feindlich äussern, werden sie zum Gegenstande der Anbetung oder der Furcht und des Hasses.

Ackerbauer, Jäger und Hirten haben Götter, welche ihrer individuellen Anschauung und ihrem speciellen Bedürfniss entsprechen; denn die Menschheit glaubt eben so wenig an einen und denselben Gott, wie sie durch das Band der Liebe vereinigt ist. Goethe sagt: „Wie Einer ist, so ist sein Gott“. Furcht und theilweise auch Dankbarkeit haben daher das Pantheon der Menschheit mit Göttern bevölkert. Die alten Egypter beteten das Krokodil an, weil sie sich mit diesem gefährlichen Thiere gerne auf guten Fuss setzen wollten, aber sie verehrten auch zugleich das kleine Ichneumon, weil es die Eier des Krokodils frass und sie so gegen die Vermehrung des unheilvollen Gottes schützte.

Die Gottesidee ist also, wie aus diesen aphoristischen Bemerkungen klar hervorgeht, den Menschen durchaus nicht angeboren, sondern sie ist etwas allmählich Gewordenes und lediglich das Resultat phantastischer Naturbetrachtung, als welches sie je nach Erziehung und Umgebung zahlreiche Modificationen erhalten hat. Wäre das Gegentheil der Fall, wäre also der Gottesbegriff etwas durch eine „höhere, absolute Macht“ in die Menschenseele Gelegtes, so müsste sich derselbe doch sicherlich in unwandelbarer Gleichheit zeigen. Wollte man alle Definitionen zusammenstellen, welche von jeher über das Wesen der Gottheit abgegeben worden sind, so würde man damit den besten Beleg für unsere Ansicht haben. Das aber ist auch sicher, dass bis jetzt noch kein Naturvolk ohne Gottesidee entdeckt worden ist, und wenn man hin und wieder das Gegentheil behauptet und auch die betreffenden Völker namhaft macht, so wage ich dreist zu bemerken, dass derartige Angaben grösstentheils auf mangelhaften Berichten und oberflächlichen Forschungen beruhen. Nichts ist so schwer auszufinden, als die wahre Beschaffenheit des religiösen Glaubens eines Natur-

volkes. Wir treten gewöhnlich mit Fragen an sie heran, die, da sie unserer Geistesrichtung und Anschauungsweise entsprechen, ihnen gänzlich unverständlich sind; denn wir gehen von Prämissen aus, die wir auch bei ihnen als selbstverständlich voraussetzen, die ihnen aber in Wirklichkeit völlig fremd sind. Auf die Frage nach einem Gotte als dem, wie Feuerbach sagt, „über das objective Wesen des Menschen gestellte subjective Wesen“ haben sie meist keine Antwort, weshalb auch den Missionären die Uebersetzung des betreffenden Wortes stets grosse Schwierigkeit bereitet und sie mitunter zwingt, zu langen Umschreibungen ihre Zuflucht zu nehmen. Fragt man aber nach ihren Göttern, die von ihnen verehrt und angebetet werden und denen sie einen gewissen Einfluss auf ihr Wohl und Wehe zuschreiben, so wird man wahrlich nicht lange auf eine Antwort zu warten haben. Ein jedes Volk hat seine Götter. Wo der Algonkin-Indianer etwas Unbegreifliches bemerkt, ist ein Manito im Spiele und da dieses Wort zugleich „Geist“ und „der Erste“ bedeutet (s. B. manito-gisis, Januar), so setzen ihm die Missionäre zur speciellen Bezeichnung ihres christlichen Gottes das Eigenschaftswort gitschi (gross) vor. Zahlreiche Composita in jener Indianersprache zeigen deutlich, dass man unter dem Worte „Manito“ überhaupt etwas Unbegreifliches und Geheimnissvolles versteht. So heisst z. B. der Stahl manito-biwabik; letzteres Wort aber bedeutet „Fels“ und da die Algonkins im Stahle etwas ausserordentlich Hartes erblickten und die Bereitung desselben für sie ein Geheimniss, also „manito“ war, so bildeten sie jene charakteristische Zusammensetzung. Die Fabrikation des Tuches war ihnen ebenfalls unbekannt und ein daraus verfertigtes Kleidungsstück nannten sie zum Unterschiede von ihrer gewöhnlichen Kleidung manito-wegin oder geheimnissvolles Fell.

Das chippewäische Zeitwort manitowis heisst so viel, als für einen Zauberer angesehen werden.

Was der Algonkin manito nennt, wird vom Dakota mit dem Ausdruck wakan bezeichnet; wakanekon heisst Zauberei treiben, wakan-tauka der grosse Geist und wakan-hdi (hdi meint „kommen“) Blitz, also etwas geheimnissvoll Kommendes. Was ihm unbegreiflich ist, ist wakan für ihn. Er sieht Sonne, Mond und Sterne an, weiss aber nicht, wer sie gemacht hat und woraus sie bestehen; er hört die Winde, aber die Natur und Entstehung derselben sind ihm unbekannt und daher wakan. Das erste Dampfboot, das der Dakota sah, und das sich vorwärts bewegte ohne Ruder und Segel und das stets den rechten Weg fand, ohne dass es Augen hatte, war wakan für ihn; das Pferd, das ihm erst durch die Europäer bekannt wurde und das er stets sehr hoch schätzte, nennt er schunka-wakan oder heiliger Hund.

Da die Tschinuks keinen den Ansichten der Missionäre entsprechenden Namen für Gott hatten, so bildeten sie selber einen, nämlich sagh-a-lie-tyee, was wörtlich übersetzt „der grosse Häuptling